

Besprechungen

Wolfgang Bandhauer, *Diskurs und Metadiskurs*, Tübingen (Narr) 1989, 249 p.

Linguisten definieren ihre Wissenschaft gemeinhin als eine beschreibende; in der Regel trachten sie nicht danach, Sprachen oder Sprecher zu beeinflussen. Hierin unterscheidet sich die Linguistik von der Sprachkritik¹ oder von der gewöhnlich normativ eingestellten Sprachvermittlung. Wolfgang Bandhauers Selbstverständnis ist anders; er will «eine wirksame linguistische Empanzipationsstrategie im Dienste des Empfängers entwickeln» [16; vgl. 50]. Diese didaktische Konzeption der Sprachwissenschaft soll zum Abbau von Sprachbarrieren beitragen, die laut Vf. auch durch bestimmte Texttypen aufgestellt werden². Bandhauer fordert nicht mehr und nicht weniger als eine Neubegründung der Linguistik überhaupt, im Sinne einer «rezeptionsorientierte[n] Linguistik als ideologiekritische[r] Textwissenschaft» [16]. Die Grundlagen dieser Disziplin, die «zweifellos in einer langfristigen Perspektive eine umfassende Intellektualisierungskampagne» [26] erfordert, sieht Vf. in der Pragmatik [49] und in der Soziolinguistik [76]. Er begreift diese neue Textwissenschaft als «integrativ» [49–61], da sie bemüht sein muß, Anknüpfungspunkte zu den anderen Wissenschaften, die sich ebenfalls mit Texten befassen (Literaturwissenschaft, Landeskunde, Jurisprudenz usw.) zu suchen. Gegenstand der «rezeptionsorientierten Linguistik» sind nun nicht einfach «Diskurse», die sich bestimmten Traditionen ('Texttypen') zuordnen lassen; berücksichtigt werden sollen auch die «Metadiskurse», die aus den metatextuellen Wertungen resultieren, an die jeder Texttyp beim Empfänger gebunden ist [vgl. 43], also beispielsweise die Rede eines Politikers muß stets im Zusammenhang mit den einschlägigen Reaktionen der Medien gesehen werden. Dieser Vorschlag rechtfertigt im übrigen keineswegs die irreführende Bezeichnung «Metalinguistik» [30], die Vf. für seine Methode vorschlägt: sowohl der «Diskurs» als auch der (nicht linguistische) «Metadiskurs» im Sinne Bandhauers sind doch beide **Objekt** der Textwissenschaft.

Vf. hat sehr eigenwillige Vorstellungen von der Geschichte der neueren Sprachwissenschaft³. Aber auch die polemisch-pathetische Neuerungrhetorik kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß er die Originalität seines Ansatzes be-

¹ Vgl. Gauger, H.-M., *Richtungen der Sprachkritik*, in: ders., *Sprachstörungen. Beiträge zur Sprachkritik*, München 1986, 13–25.

² Diese Zielsetzung hindert Bandhauer allerdings nicht, die Linguistik als «deskriptive Wissenschaft» [78] zu bezeichnen.

³ Die Entdeckung der Sprache als zentralen Gegenstand der Humanwissenschaften überhaupt vollzog sich seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts und

trächtlich überschätzt. Man mag ihm vielleicht nicht widersprechen, wenn er behauptet, daß die Sprache «in erster Linie als etwas Produziertes» [27] gesehen wird; Recht geben kann man Vf. jedoch nicht, wenn er fortfährt: «die Tatsache hingegen, daß Sprache zum Zweck der Rezeption produziert wird, gilt in den Augen vieler Linguisten anscheinend als weniger wichtige Selbstverständlichkeit» [ebd.]. Ganz abgesehen davon, daß der «Zweck» der Sprache gewiß nicht in ihrer «Rezeption» liegt – die Intention des Sprechers weist über das Sprachliche hinaus ins Außersprachliche – darf doch nicht vergessen werden, daß die ‘Empfängerperspektive’ integraler Bestandteil **aller** maßgeblichen Schulen und Methoden der Sprachwissenschaft ist. Das gilt – um nur einige augenfällige Beispiele zu nennen – schon für empirische Forschungsrichtungen wie die akustische Phonetik oder die traditionelle historische Semantik (hier insbesondere für die Untersuchungen Gilliérons); es gilt in verstärktem Maß für die Adaptation des Behaviorismus durch den amerikanischen Strukturalismus (Stichwort *response*)⁴ oder für Fragestellungen des Prager Strukturalismus, etwa die sog. funktionale Satzperspektive; schließlich sind auch bestimmte Ansätze der Textlinguistik explizit empfängerbezogen⁵ – von den verschiedenen einschlägigen Richtungen der neueren Sprachphilosophie (dem ‘späten’ Wittgenstein, K. O. Apel, der dialogischen Logik der Erlanger Schule u. a.) ganz zu schweigen.

Eine enttäuschend unbedeutende Rolle spielt die Empirie, verspricht doch der Untertitel «Studien zur Rezeption von französischer und deutscher Sprache der Politik und der Werbung». Zwar gelangt Vf. kurz vor Schluß zu der Einsicht, daß «auch Unterschiede zwischen der französischen und deutschen Werbesprache feststellbar sein» müssen [171], von einer Konfrontation deutscher und französischer Texte dieses Typs kann jedoch keine Rede sein. Auch über die Sprache der französischen Politik und Werbung erfährt man herzlich wenig. Insbesondere ist es bedauerlich, daß Vf. auf eine Anwendung seines differenzierten, in Anlehnung an Roland Barthes, Louis Hjelmslev und Wolfgang Pollak⁶ entwickelten Diskurs-Metadiskurs-Modells [30–49]⁷ verzichtet. Einer

nicht erst nach dem Zweiten Weltkrieg [52]; von einer profunden Unkenntnis der eigenen Fachgeschichte zeugt die Behauptung, daß «der Idealismus (neben der rein historisch-vergleichenden Philologie) die alles beherrschende sprachwissenschaftliche Richtung im deutschen Sprachraum bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs war» [89]; die Onomasiologie, die Sprachgeographie, die von der Phänomenologie und der Gestaltpsychologie angeregten sprachtheoretischen Arbeiten (zu denen auch das Werk Karl Bühlers zu rechnen ist) waren alles andere als marginal.

⁴ Natürlich ist hier neben der Linguistik die behavioristische Semiotik im allgemeinen zu nennen: «Morris’ Zeichentheorie [ist] – wenn nicht explizit, so doch faktisch – primär eine Theorie der Zeichenrezeption» (Trabant, J., *Zeichen des Menschen*, Frankfurt 1989, 59; wir heben hervor).

⁵ So wird das Textmodell von Götz Wienold durch Gülich/Raible (*Linguistische Textmodelle*, München 1977, 280–305) explizit und ausführlich als Beispiel für einen «rezeptionsorientierten Ansatz» vorgestellt.

⁶ Die Arbeiten von Pollak sind allgegenwärtig und dienen Bandhauer als Maßstab linguistischer Wissenschaftlichkeit; etwa der Tempustheorie Harald Weinrichs mit ihren «keiner Textanalyse standhaltenden Oppositionen» wird

adäquaten Beschreibung der einzelsprachlichen Wirklichkeit, die auf jeden Fall die Ergebnisse der Varietäten- und Fachsprachenforschung berücksichtigen müßte, stehen offensichtlich die ideologischen Implikationen einer allzu simplen Gesellschaftsauffassung im Wege. Dazu ein sprechendes, dem Anschein nach ernstgemeintes Beispiel: Vf. beklagt die Tatsache, daß «sprechsprachliche Elemente in viele [...] gedruckte [...] französische [...] Annoncen» [166] eingehen; diese Tendenz ist für ihn kein schlichter Ausdruck des sprachlichen Normwandels bzw. des beschleunigten Prestigeverlustes des Standardfranzösischen. Vielmehr sieht Vf. in der Mißachtung der «Schulnormen» in der Werbung einen typischen Fall «linguistischer Doppelmoral» [156], da «dieselben Personen, die für die sprachlichen Einflüsse der Werbesprache verantwortlich sind, ein System der Sozialektion fordern, bzw. selbst praktizieren, welches die Chancen der von ihnen selbst sprachlich Verführten drastisch einschränkt» [162]. Auf den selben Nenner der «linguistischen Doppel- und Scheinmoral» bringt Bandhauer auch den Gebrauch von Minderheitensprachen, speziell des Elsässischen, in Werbeannoncen [171–174]. Nun ist gerade das Elsaß gewiß nicht repräsentativ für die Minderheitensprachen Frankreichs; es ist in hohem Maße untypisch. Die floskelhaft verallgemeinernde Beschreibung, «daß Angehörige der dominierenden Schicht (als solche sind die Auftraggeber von Werbung zweifellos anzusehen) in einem Sprechakt die unterdrückte Sprache wählen» [174], wird der diglossischen Situation des Elsaß und ihrem politisch, ökonomisch und sozial äußerst komplizierten Hintergrund überhaupt nicht gerecht.

Fazit: Bandhauer gelingt es ohne Frage, der Charybdis «formallinguistischer Glasperlenspieler» [76] zu entgehen, er scheitert jedoch schließlich an der selbsterkannten Skylla der «materialistischen Sprachtheorie» mit ihren «bombastisch angekündigten Ansätzen» [ebd.]. Der Rez. erlaubt sich deshalb, mit der (ihn) beruhigenden Vermutung zu schließen, daß die vorgestellte Arbeit kaum in der Lage sein dürfte, den von ihr geforderten Paradigmenwechsel in der Sprachwissenschaft wirklich einzuleiten.

Mainz

THOMAS KREFELD

das sog. Inzidenzschema Pollaks als «wissenschaftlich anerkanntes Modell [...], dessen textlinguistische Operationalisierbarkeit erwiesen ist» [65; wir heben hervor], gegenübergestellt.

⁷ Das zeigt sich insbesondere in der an sich gelungenen Analyse einer Kaffeewerbung [186–192], die gerade ohne das entwickelte Instrumentarium auskommt.